

31. Jhg. APRIL 2022 Nr. 4 (401)

MASURISCHE STORCHENPOST



Frohe Ostern, voller freudiger Hoffnung
und bunte Begegnungen mit der zum Leben erwachenden Natur.



Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit aus Gleiwitz setzt auf moderne Mittel bei der Bildung

Irena Machura, stellvertretende Direktorin des Hauses der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit, fot. © Arkadiusz Łuba S. 35

Und dann kam Ostern

Von Gunter Schiwy

OSTERN war bei uns Zuhause in Masuren ein Fest der Freude und der frischen Farben, der frischen und bunten Farben, die uns die Natur schenkte. Es gab silberne Osterkätzchen, grüne Birkenzweige, blau-gelbe Kuhschellen oder Osterblumen, gelblich blühenden Wacholder, die gelbe Sumpfdotterblume, die weißen Maiglöckchen und viele andere Blumen mehr.

Doch im Frühjahr, wenn das Leben wieder erwachte, ging man auch an den Hausputz. Die Fenster und Türen wurden neu gestrichen. Alles musste österlich erscheinen, wie die bunten Farben der Ostereier. In dieser Stimmung des Aufbruchs wurden die Höfe auf Hochglanz gebracht, gab es neue Ideen für das Schmücken des Heimes.

Endlich war der kalte Winter vorbei! Der meterhohe Schnee war geschmolzen. Die pelzgefütterten Stiefel standen auf dem Boden. Auf der Leine am Kachelofen hing kein nasses Zeug mehr. Die Wollstrümpfe waren eingemottet. Wir Kinder wagten an warmen Tagen bereits barfuß zu gehen. Es war ein befreiendes Gefühl! Und die vielen Hühner im Stall, sie legten wieder Eier. Der stolze Hahn war auch in voller Aktion. Deshalb wusste niemand von uns so recht, ob er zu Ostern nun tatsächlich ein buntes Osterei oder aber nur ein gefärbtes Hühnerei aß.

Ja, und dann kam Ostern, das bewegliche Fest, das mehrere Daten im Vergleich zum Weihnachtsfest aufweist.

Ostern ändert von Jahr zu Jahr seinen Zeitpunkt. Es bewegt sich. Das hängt mit dem jüdischen Passahfest zusammen. Das Passahfest wird nämlich mit dem Frühlingsvollmond gefeiert. Das ist immer der erste Vollmond nach dem 21. März, dem Frühlingsanfang.

In früheren Jahrhunderten rechneten viele Völker die Zeit nicht nach der Sonne, wie wir es heute tun, sondern nach dem Mond. So ist auch der jüdische Kalender noch heute ein Mondkalender. Doch - wie wir wissen - stimmt der Lauf des Mondes und der Sonne nicht überein. Von einem Vollmond zum anderen sind es nur 29 Tage, während der Sommermonat 30 bzw. 31 Tage aufweist. Daraus ergibt sich, dass der Vollmond jeden Monat ein anderes Datum hat und damit auf einen anderen Wochentag fällt. Aus diesem Grund hat das Osterfest jedes Jahr ein anderes Datum. Doch die Kirche hat festgelegt und entschieden, dass Ostern immer an einem Sonntag gefeiert werden muss und zwar an dem Sonntag, der auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsanfang fällt. So schwankt Ostern immer zwischen den Monaten März und April um etwa fünf Wochen.

Wir sollten auch wissen, dass das Passahfest ursprünglich ein jüdisches Frühlingsfest war, an dem Gott Opfer dargebracht wurden. Die Israeli waren in früherer Zeit als Nomaden Viehzüchter oder ihre Stämme betrieben Ackerbau. Es geschieht in der Geschichte oft, dass alten Bräuchen der Völker ein anderer Sinn gegeben wird, um sie der veränderten Zeit und Situation anzupassen.

Wir Christen feiern seit jeher Ostern als das Fest der Auferstehung Jesu Christi. Obgleich Weihnachten aufgrund der Adventszeit in

vielen Familien ausgiebiger und intensiver gefeiert wird, hat das Osterfest in der christlichen Kirche doch die größere Bedeutung, weil die Jünger das Leiden Jesu Christi und seinen Tod am Kreuz miterlebt haben und Ostern stark mit dem Passahfest verknüpft ist. Daraus entstand das Sakrament des Heiligen Abendmahls mit dem Leib und Blut Christi (Hostie und Wein). Außerdem wurde das Osterlamm zum Sinnbild des Opfertodes Jesu. Durch seinen Tod am Kreuz erhielt die christliche Kirche auch das Symbol, nämlich das Zeichen des Kreuzes.

Für das Wort „OSTERN“ gibt es zwei Deutungen. Es gibt einige Forscher, die es vom Namen der germanischen Frühlingsgöttin OSTARA ableiten, die sogar den Hasen als heiliges Tier gehabt haben soll. Viele der Bräuche der Osterzeit gehen auf alte Frühlingsgötter oder aber Naturgeister zurück.

Doch andere wiederum behaupten, dass der Ursprung des deutschen Wortes „Ostern“ mit der Himmelsrichtung Osten begründet werden kann, weil die Auferstehung Jesu Christi mit dem Sonnenaufgang im Osten vergleichen werden muss. Früher wurde der Auferstehungsgottesdienst am Ostermontag zur Zeit des Sonnenaufgangs abgehalten. Sobald sich das erste Licht im Osten zeigte, sprach der Priester die Worte: „Christ ist erstanden!“. Diese Verbindung erscheint mir ebenfalls gut begründet zu sein.

Die Menschen der Vorzeit waren im Grunde genommen froh, wenn der Winter vorbei war. Der Frühling brachte ihnen nicht nur das Licht und die Wärme, sondern auch die Nahrung. Winter bedeutete für sie: Dunkelheit, Kälte und auch Hunger. Oft verfügten

sie nur über einen beheizten Raum. Sie aßen das, was die Jahreszeit gerade hergab. Die Mahlzeiten waren karg und mussten sich schwer erarbeitet werden. Es gab keine Konservenbüchsen oder Kühlschränke. Die Lebensmittel bestanden aus Getreide, Rüben, Bohnen, Früchten, Pilzen und Fischen. Deshalb bedeutete für diese Menschen das Erwachen der Natur gleichzeitig das Erscheinen ihrer Naturgötter. Donner, Blitz und Regen hatten für sie eine ganz andere Bedeutung als für uns heute.

Deshalb gehen viele Bräuche und Sitten auf Götter- und Geisterbeschwörungen zurück. Der Winter wird als harte Jahreszeit einfach zu Grabe getragen oder verbrannt. Wehe dem er kommt in den Frühlingsmonaten April oder Mai zurück. Dann ist die gesamte Ernte vernichtet. Es kommt zu Hunger-Katastrophen. Deshalb mussten die Frühlingsgötter unbedingt erweckt werden. Denken wir an die Frühlings- und Osterfeuer zurück, die selbst noch heute am Ostersonnabend abgehalten werden.

Vergessen wollen wir in diesem Zusammenhang auch nicht das Wasser als Lebensquelle. Die Brunnen und Quellen durften nie versiegen. Daher der Wasserzauber mit dem Schöpfen des Osterwassers. Das Wasser war und ist das lebenswichtigste Lebensmittel.

Dass das Ei seit Urzeiten ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und Erneuerung ist, dürfte unbestritten sein. Das haben die vielen Grabbeigaben bewiesen.

Auch in christlichen Gräbern aus dem 10. Jahrhundert fand man gefärbte Eier vor allem in den Farben rot. Erst seit ca. 300 Jahren kamen auch andere Farben dazu.

Meine Mutter verwendete beim Ostereierfärben stets Naturfarben, wie Spinatsaft für grüne, Zwiebelsaft für gelbe, Malvensaft für blaue und Roterübensaft für rote Eier. Sie mischte die Farben miteinander und erhielt dabei die verschiedensten Färbungen. Sie verzierte die Eier auch mit christlichen Motiven.

Die ersten Berichte vom Eierverstecken und Suchen datieren aus dem 17. Jahrhundert. Ebenso alt sind auch die Wettspiele mit hartgekochten Eiern, wie Eierschiebers, Eierlaufen, Eierschlagen und Eierklaubers.

Der Osterhase, der die buntgefärbten Eier den Kindern legt, ist auch erst vor 300 Jahren aus der Taufe gehoben worden, nämlich im Jahre 1682.

In früheren Zeiten gab es vor Ostern eine vierzig tägige Fastenzeit, die streng eingehalten wurde und von Aschermittwoch bis Ostersonnabend dauerte. Gläubige Christen nahmen in diesen Tagen nur eine einzige Mahlzeit täglich zu sich. Doch als die wichtigsten Tage galten Aschermittwoch und Karfreitag. Die Fastenzeit vor Ostern galt als Vorbereitung auf das Leiden und Sterben Jesu Christi. In den Kirchen wurden die bunten Altarbilder mit schwarzen oder violetten Tüchern verhangen. Daher die Bezeichnung „Hungertuch“ oder der Ausspruch „Am Hungertuch nagen“, was heißt: kärglich, bescheiden leben.

Oft schwiegen in der Karwoche selbst die Kirchenglocken. Ruhe ist die erste Bürger-, aber auch Kirchenpflicht.

Österliches Brauchtum bedarf der Verstehenshilfe zu Ostern. Denn

Ostern feiern wir den Tag der Auferstehung. Was hier geschah, ist letztlich unfassbar und nilbegreiflich, nämlich Auferstehung und damit Erweckung. Dieses Ereignis ist vergleichbar mit dem Weizenkorn. Wir werfen es in die Erde; es stirbt! Doch danach wächst es neu und bringt vermehrte Früchte. Deshalb glaube ich an das Leben im tiefen Vertrauen auf den Sieg des Lebens über den Tod und auch an die Osterbotschaft:

Ich glaube an das Leben,
weil Menschen sich lieben,
weil auch Krankheit, Leid, Tod ein Teil des
Lebens sind,
weil ich lebe, weil ich liebe,
weil noch der Vogel singt,
und der Apfelbaum blüht!

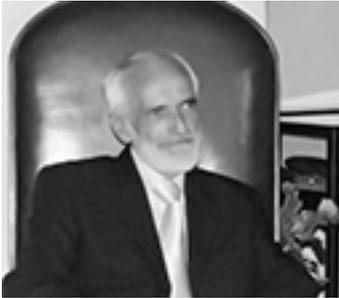
Günter Schiwy (1928 - 2014) wurde in Kreuzofen im Kreis Johannsburg geboren. Das Dorf befand sich im protestantischen Dreieck Ortelsburg — Sensburg — Johannsburg. Günter Schiwy wurde als ältester Sohn des Waldhilfsarbeiters Albert Schiwy und seiner Ehefrau Gertrud Sayk geboren. Laut des Stammbaums der Familie, gehört Schiwy einer der ältesten preußisch-masurischen Familien an. Wahrscheinlich waren seine Vorfahren Pruzzen und gehörten zum Stamm der Galinder.

Günter Schiwy war ab dem Jahre 1941 Schüler des Jungengymnasiums in Ragnit. Auf Grund des Krieges beendete er die Schule mit einem verkürzten Abitur 1947 in Lübeck. Bis 1949 erlernte er den Beruf des Kaufmanns in Lübeck. In dieser Stadt arbeitete er bis 1953 als Verkäufer. Nach einem dreijährigen Praktikum

arbeitete er in den Jahren 1953-1956 als Zollbeamter in der Hauptdirektion in Düsseldorf und Kiel. 1970 erhielt Schiwy in Stuttgart ein Diplom im Bereich Betriebs- und Finanzwirtschaft. Von 1972 bis 1989 war er in der Steuerabteilung des Landeskirchenamts der Evangelischen Kirche in Hannover beschäftigt, wo er seit 1990 bis 2014 lebt.

Schiwy veröffentlichte bereits eine Chronik seines Heimatdorfes, eine Chronik der Kirchengemeinde in Kurwien /Kreuzofen und einen Bericht über 16 Reisen durch Masuren, alles zusammen mit einem Umfang von 2400 Seiten. Darüber hinaus schreibt er Artikel über Masuren für verschiedene Zeitungen und Magazine.

Dabei ist es Schiwys Hauptintention, eine Beschreibung Masurens, seiner Geschichte, Kultur und Menschen sowie der osteuropäischen Spezifik für die nachfolgenden Generationen festzuhalten. Das Schreiben fördert in ihm tausende von unterbewussten Fragen ans Tageslicht, die er seinen Lesern übermitteln möchte. Er sieht sich als Sohn Masurens und sagt über sich selbst: „Tief in meinem Herzen bin ich Pruzze, Preuße, Masure, Ostpreuße und Deutscher und bin darauf unbeschreiblich stolz. Diese Bindung motiviert meine Liebe zu Masuren.“



5. Todestag von Erwin Kruk

Erinnerungen von Zbigniew Chojnowski

Der masurische Atlas

Von Erwin Kruk wusste ich als Schüler des Lyzeums und als Student der Allensteiner Polonistik, und auch als Teilnehmer einer jungen literarischen Bewegung unter der Schirmherrschaft des korrespondierenden Klubs junger Schriftsteller. Als ich mich Ende der siebziger Jahre der Aktivität dieser lockeren Organisation anschloss, war Erwin Kruk schon lange nicht mehr darin. Der anerkannte Poet und Prosaiker distanzierte sich, wie ich jetzt weiß, in jener Zeit von dem mit sich selbst zufriedenen Milieu der Literaten. Obwohl ich Kruk selten sah, und öfter von ihm hörte, fühlte ich seine nicht gleichgültige und motivierende Anwesenheit. Es geschah jedoch so, dass ich zuerst sein Schaffen und danach ihn als Menschen kennen lernte. Mit größtmöglicher Aufmerksamkeit las ich die Poesie und Romane von Kruk im ersten Jahr nach dem Studium, da erschien es so, als ob mein Schicksal mich für die Rolle eines Polnischlehrers an einer Grundschule bestimmen würde. Unmittelbar nach meiner Heirat mit

meiner ersten Frau (einer Polonistin) wohnte ich im Dorf Bosemb, im Dorf Bosemb, von wo ich von Ende August 1984 bis Juni 1985 zur Arbeit nach Sensburg fuhr.

Um nicht der Hoffnungslosigkeit zu verfallen, las ich viel und schrieb nicht wenig über Literatur. Ich knüpfte eine regelmäßige Zusammenarbeit mit dem „Tygodnik Kulturalny” an. Die Vertreter der Redaktion, Marek Różycki und Tadeusz Olszewski, standen den von mir vorgeschlagenen Themen literaturkritischer Artikel positiv und mit inspirierendem Enthusiasmus gegenüber. Ich rezensierte damals die ausgewählten Gedichte von Erwin Kruk, die 1984 in der ungewöhnlich angesehenen Serie der Volksverlagsgenossenschaft „Biblioteka Poetów”¹ (dt. Bibliothek der Dichter) Der Autor eines darin veröffentlichten Bändchens wurde irgendwie offiziell ein Klassiker der Moderne. Die Besprechung der Kruk’schen Gedichte erschien unter dem Titel Dom z pierwszych słów² (dt. Haus aus ersten Worten). Die im Titel signalisierte Intuition war treffender als ich erwarten konnte. „Haus“ als autobiographischer Ort und Gestalt der Quelle der Persönlichkeit sowie des Schicksals ist ein immanentes Wiedererkennungsmerkmal des Schaffens von Kruk von Anfang bis Ende. Ich erinnere mich daran, dass die Redakteure des „Tygodnik

1 E. Kruk, Poezje wybrane, słowo wstępne i wyb. autora, Warszawa 1984.
(dt. ausgewählte Gedichte, Vorwort und Auswahl des Autors)

2. Siehe: Z. Chojnowski, Dom z pierwszych słów, „Tygodnik Kulturalny”
1985, Nr. 12, S. 9. (dt. Haus aus ersten Worten)

Kulturalny” aus formellen Gründen um eine Kürzung der Rezension baten³. Es entstand der Bedarf, etwas mehr über Kruk zu schreiben, und einige Wochen später entstand ein kurzes Essay mit dem Titel Światło Północy⁴ (dt. Licht des Nordens). Ja, Erwin Kruk war und ist das „Licht des Nordens”. Sowohl sein Leben als auch sein Schreiben gab und gibt Rückhalt, und trug und trägt die schwierige Wahrheit, dass ein anständiges Leben immer Sinn hat, dass man Talent nicht vergraben darf im Namen vorläufiger Gewinne. Bei Gesprächen schon in der zweiten Hälfte der 80er Jahre und später, mahnte er die Kinderstube an. Mindestens einige Male nahmen Erwin Kruk und ich als Juroren an literarischen Wettbewerben teil. Einen davon organisierte der Klub der Wortschmiede „Wena“. Wie sich sein aktives Mitglied und drei Jahre langer Vorsitzender Stanisław Kamiński (heute ein hervorragender, an der Ermländisch-Masurischen Universität beschäftigter Genetiker) erinnert: der Dichterklub [...] wurde im Jahr 1986 gegründet [...]. Es war eine Gruppe von 10-12 Studenten, die Gedichte schrieben, sich im Studentenklub „Stajnia“ trafen und miteinander teilten, was sie schrieben.

Einige Gedichte wurden in der Kortauer Zeitschrift „Index“ (Chefredakteur Marek Stan) veröffentlicht.

3 Der volle Text ist erschienen in: Z. Chojnowski, *Kanon prywatny. Książki poetyckie 1981–2015*, Olsztyn 2016, S. 136–139. (dt. *Privater Kanon. Poetische Bücher 1981-2015*)

4 Z. Chojnowski, *Światło Północy*, „Tygodnik Kulturalny” 1985, Nr. 19, S. 9. (dt. *Licht des Nordens*)

Jedes Jahr richtete unser Klub einen Wettbewerb um den „Preis des Kortauer Kormorans“ aus. In die Jury wollten wir bekannte Dichter einladen. Für den zweiten Wettbewerb gelang es uns, Kazimierz Brakoniecki zu überreden, und für den dritten Wettbewerb (1988) – Erwin Kruk.

Ich erinnere mich noch an diesen Tag. Ich ging hinaus, um ihn von der Wendeschleife des Autobusses abzuholen, damit er einfacher zum Ort der Beratungen findet. Wir tragen uns auf halbem Wege, im Kortauer Park. Ich erinnere mich, dass er lächelte und sehr freundlich war. Ich fühlte, dass ich jemanden Außerordentlichen treffen. Er hatte einen sehr durchdringenden Blick, aber die Art, die einen warmen Kontakt sucht. Er war schon damals eine lebende Legende, eine außerordentliche Figur. Wir freuten uns, dass er gekommen war und uns nicht gering schätzte.

Zur Teilnahme an den Arbeiten der Jury luden sie neben Erwin Kruk auch Piotr Piaszczyński ein (der zum Redaktionsteam der zweiwöchigen Schrift „Posłaniec Warmiński“ gehörte), deshalb fühlte ich mich ausgezeichnet durch die für Poesie empfindlichen Studenten der Landwirtschaftlich-Technischen Akademie. Fühlte ich damals schon die geistige Nähe des Dichters?

Kollegialität war für ihn kein leeres Wort, was ich als Mitglied der Gesellschaft der Polnischen Schriftsteller SPP erlebte, für die er mich empfahl. Ein zufälliges Gespräch, literarische Treffen, vereinzelte Treffen der Abteilung der SPP in Allenstein, Promotion von Büchern, gemeinsame Unternehmungen, Teilnahme an masurischen wissenschaftlichen Konferenzen

(über Kajka, Mrongovius, Gerss) erhielten die Bekanntschaft, die die Chance hatte, sich in eine Freundschaft zu ändern. Ich hatte niemals den Mut, mit Kruk zum Du überzugehen, obwohl er es vorschlug... Wie auch immer, als ich Anfang Mai 2016 in Posen einen Preis im Namen von Erwin Kruk entgegennahm, stellte ich mich als sein Freund vor.

In der zweiten Hälfte der 80er Jahre brachten uns am meisten die Gespräche über Michał Kajka und die masurische Literatur einander näher. Grundlegendes Wissen über die Geschichte und die Kultur der preußischen Masuren vermittelte mir Kruk. Auf soliden Fundamenten lässt sich ein stabiles Gebäude errichten. Erwin Kruk überredete nicht eifrig dazu, sich mit dem Masurentum zu beschäftigen, sondern versuchte zu veranschaulichen, wie interessant und dankbar es ist. Er sagte, dass die sonntägliche Liturgie für die lokale Gesellschaft nicht nur religiöse Bedeutung hatte, sie schuf nämlich die Möglichkeit des näheren zwischenmenschlichen Kontakts, und begünstigte den Meinungs austausch über nachbarschaftliche und weitere Angelegenheiten. Kruk lag ebenfalls an der authentischen Nähe zu den Menschen, obwohl er als Einzelgänger galt. Es ist wahr, künstlerisches Schaffen gedeiht in der Einsamkeit, aber ein Dichter sollte sich für gesellschaftliche Probleme interessieren, sich um eine Gemeinschaft sorgen, benders wenn sie sich nicht um sich selbst kümmern will, fähig ist oder kann. Kein Wunder, dass er nach Western verrückt war, in denen die Werte deutlich repräsentiert sind.

Es verband uns das Masurentum, das wir völlig anders erlebten und das durch andere, ähnliche und dieselben Quellen gestaltet

wurde, sowie der Glaube an die Poesie. Es trennte uns der Unterschied von beinahe einer biologischen Generation und die diametral unterschiedliche Familiengeschichte. Eine gewisse Fremdheit weckte die Konfession, aber das Christentum brachte uns einander näher. Ich kann bestätigen, dass Erwin Kruk als Mensch und als Schöpfer, vor allem geistig, einer der mir nächsten Menschen war und ist. Heute kann ich nur sagen, dass es genau so ist.

Blickt man auf Kruk aus der Perspektive der griechischen Mythologie, war er eher Atlas als Sisyphos. Er schleppte auf sich und in sich seinen „Buckel“ mit, die tragische Kindheit, das unwiederbringliche Vergehen der Masuren und der masurischen Kultur, das Schwinden der axiologischen Sensibilität und die ungelösten Problem der evangelischen Gesellschaft, Allensteins, Ermland und Masurens, Polens und Europas.

Am Ende trug er die Last einer unheilbaren Krankheit, die auf einer Insuffizienz der Lunge beruhte.

Die Definition des dichterischen Schaffens eines seiner Meister der Jugend, Tadeusz Różewicz, „Poesie ist ein Kampf um das Atmen“ – erhielt eine wortwörtliche Bedeutung.

Er wollte lieber Distanz als vertrauensvolle, widerstandslose, sehr emotionale Hingabe an den Moment. Und dabei löschte er in sich nicht seine Kindlichkeit, verstanden als Zeichen einer für Überraschungen offenen Haltung.

Er hatte eine außergewöhnliche Fähigkeit der Assoziation von Worten und Bildern. Ich erinnere mich an unsere gemeinsame Lektüre des Gedichts von Zbigniew Herbert Zbieracz bambusu (dt.

Bambussammler; den Erstdruck des Werks fand ich in „Warmia i Mazury“). Im Nu entdeckte er in der dichten Materie des dichterischen Texts einen gefangenen, von physischer Arbeit und dem Mangel an Hoffnung geplagten Menschen.

Das Schaffen von Distanz zu anderen war bei Kruk eine Verteidigungsreaktion, wie ich vermute. Es ist leicht, einem Dichter Leid zuzufügen. Reserviertheit und Schweigen werden negativ interpretiert. Und Kruk ist in meiner Erinnerung bekannt als jemand mit einem eigenen und einzigartigen Gefühl für Humor.

Als ich 1992 im Zentrum für wissenschaftliche Forschungen OBN Autorenexemplare des Buches Michał Kajka. Poeta mazurski, (dt. Michał Kajka. Masurischer Dichter) bekam, eilte ich wie auf Flügeln zur Wohnung des Ehepaars Kruk. Ich wurde warm empfangen. Bei Kaffee setzten wir uns zur Inaugenscheinnahme der Publikation. Kruk lobte nach seinem einleitenden Durchsehen die Struktur des Buchs, aber nach einer gewissen Weile öffnete es sich auf nicht bedruckten Seiten. Er wunderte sich und gab zu verstehen, dass das geschehen könne, kommentierte aber irgendwie witzig diesen Zufall. Er sagte, dass zum Thema Kajka eben noch weiße Flecken existieren würden. Ein anderes Mal trafen wir im Lesesaal aufeinander. Nachdem er von mir erfahren hatte, dass ich aus den archivierten Zeitungen und Kalendern Gedichte von Masuren abschreibe, verglich er meine Tätigkeit (ohne den Schatten von Boshaftigkeit) mit dem Vorgehen der Mormonen, die glauben, dass sie, indem sie Listen von gestorbenen Menschen schaffen und für sie Zeremonien durchführen, einen Akt

ihrer Erlösung nach mormonischen Vorstellungen vollbringen. Kruk half, falls er konnte. Das passierte, als ich ihn um Hilfe bei der Rekonstruktion seiner Verbindungen mit Zbigniew Herbert oder die Feststellung irgendeines masurischen Fakts bat. Nachdem er erfahren hatte, dass ich masurische Tiermärchen oder Texte von Masuren über Russen suchte, schickte er die zu, auf die er gestoßen war. Er teilte mit mir einen Artikel über einen komplett vergessenen und einen der besten masurischen Dichter des 19. Jahrhunderts, Tobiasz Stullich. Kruk bekam zu seinem Thema eine Menge wesentlicher biographischer Einzelheiten heraus, die einem Forscher von Format eines Tadeusz Oracki entgangen waren. Die Abhandlung über Stullich übernahm das Polnische biographische Wörterbuch. Eine weniger formalisierte Version des Artikels hängt seit Jahren auf der Internetseite der Zeitschrift der Masurischen evangelischen Gesellschaft mit dem Titel „Kartki Mazurskie” (dt. Masurische Seiten). Kruk füllte sie fleißig von Juni 1999 bis Dezember 2011, bis zu dem Moment, als sein Gesundheitszustand keine anstrengende Tätigkeit mehr erlaubte. Die Stimme wurde schwächer, in den Tiefen des Mundes gebunden, aber die Stimme des Dichters ließ sich weiter vernehmen und das mit außergewöhnlicher künstlerisch-moralischer Folge. Die Gedichte aus der vorletzten Etappe des Lebens von Kruk, gesammelt im Band *Nieobecność* (2015) (dt. Abwesenheit), gehen in den Kreis der Meisterwerke der Lyrik ein. Der Dichter betrieb Lyrik bis zum Verlust des Atems. Als ich ihn das letzte Mal besuchte, kurz vor Weihnachten 2016 in der ulica Pana Tadeusza und ihm eine Frage über Gedichte stellte, antwortete er fest, als ob er für kurze Zeit gesund

geworden wäre: „Und Gedichte... Gedichte wird man schreiben“.

Schlussstein

Mit dem Tod von Erwin Kruk am 31. März 2017 reißt schmerz-
lich die Kontinuität der Tradition der preußischen Masuren.
Markiert wird sie vom persönlichen schriftstellerischen Werk
u.a. von Christoph Cölestin Mrongovius, Marcin Gerß, Gus-
tav Gisevius, Johannes Sembritzki, Michał Kajka, den Brü-
dern Hugon und Karol Bahrke, Karol Małłek und anderen.

Der am 4. Mai 1941 im Dorf Gutfeld bei Neidenburg geborene
Dichter, Schriftsteller, Journalist, bürgerliche Aktivist und Senator
der Republik Polen vermehrte das Gute gemäß seinen Talenten.

Er verlängerte die Dauer der Erinnerung an die Geschichte und die
Kultur der Masuren, aber es ist nicht wahr, dass das die einzige An-
gelegenheit war, um die er sich kümmerte. Seine lebenslange Lie-
be war die polnische Sprache. Er liebte Dichter für die Erschaffung
einzigartiger Welten. Das Wort war für ihn ein harter und realer
Wert, unentbehrlich für die Aufrechterhaltung und die Entwick-
lung sowohl des inneren als auch des gesellschaftlichen Lebens.

Unsympathisch waren ihm „Händler der Worte“. Er erhob Wider-
spruch gegen Böses und Leid im Namen der Wahrheit, Gerech-
tigkeit und des Gemeinwohls. Erwin Kruk schmeichelte in sei-
nem Schaffen keinen leichten Geschmäckern. Er bemühte sich
nicht um Popularität. Er wollte lieber schweigen als Aufmerk-
samkeit auf sich ziehen. Tiefes und inhaltsreiches Schweigen
lockt nicht viele an, aber in seiner Sphäre entsteht Beständigkeit

des Werks. Zu Lebzeiten von Kruk fielen und fielen viele hochgelobte Berühmtheiten, und er ertrug würdevoll und geduldig gelegentliche Versuche, ihn auszuschließen, Sticheleien, und sogar Gesten von Abneigung und Herabwürdigung seiner Werke.

Mich erstaunt das „Licht des Nordens“, das aus den Gedichten, Romanen und der Essayistik von Erwin Kruk mal sickert, mal schlägt, und mal sprudelt. Kam aus Ermland und Masuren im 20. Jahrhundert eine größere schöpferische Persönlichkeit als der Autor von Büchern wie *Rysowane z pamięci* (1963) (dt. Aus dem Gedächtnis gezeichnet), *Drogami o świcie* (1967) (dt. Unterwegs am Morgen), *Na uboczu święta* (1967) (dt. Weihnachten abseits der Straßen), *Zapisy powrotu* (1969) (dt. Notizen der Rückkehr), *Rondo* (1971) (dt. Kreisverkehr), *Moja Północ* (1977) (dt. Mein Norden), *Powrót na wygnanie* (1977) (dt. Heimkehr ins Exil), *Łaknienie* (1980) (dt. Begierde), *Poezje wybrane* (1984) (dt. Ausgewählte Gedichte), *Z krainy Nod* (1987) (dt. Aus dem Lande Nod), *W cieniu* (1988) (dt. Im Schatten), *Kronika z Mazur* (1989) (dt. Eine Chronik aus Masuren), *Znikanie* (2005) (dt. Das Verschwinden), *Spadek. Zapiski mazurskie 2007–2008* (2009) (dt. Das Erbe. Masurische Notizen), *Nieobecność* (2016) (dt. Abwesenheit)? Ich kann mir keinen Liebhaber unserer Region vorstellen, der an der ungewöhnlich konkreten und treffend illustrierten Monographie Kruks *Warmia i Mazury* vorbeikommen würde. Diese Position wurde in der angesehenen Serie des Niederschlesischen Verlags „A To Polska Właśnie“ (dt. Genau das ist Polen) ihr fünfzigster Band. In der Literaturgeschichte zählen nicht die hoch gerühmten und modischen Werke, die mit offiziellen und merkantilen Erwartungen überein-

stimmen, sondern diejenigen, die feste Bezugspunkte im Denken über die Epoche, ihre Menschen und Ereignisse sind und bleiben.

Das andere Ufer

Mit Erwin Kruk traf ich mich nicht besonders häufig, aber es verband mich mit ihm eine immer stärkere Bindung. Wir haben gemeinsam Dutzende von Autorentreffen oder Promotionsveranstaltungen für Verlagsneuheiten in Allenstein und Warschau, und auch in Sensburg und Rastenburg absolviert. Am 26. Juni 2010 fuhren wir zu zweit zum Michał-Kajka-Museum in Ogrodtken. Am Ort der „masurischen Nachtigall“ erwartete uns die Leiterin der Einrichtung Elżbieta Nieszczerzewska, und eine Gruppe Adepten der schriftstellerischen Kunst (ich glaube, aus Piotrków Trybunalski). Sie hörten Aussagen von Kruk über Poesie an. Der Autor las seine Gedichte nicht sehr deutlich. Mir fiel die Rolle des Historikers der masurischen Literatur zu.

Während unseres Ausflugs schwieg Kruk gewöhnlich und schaute sich ruhig in der Umgebung um. Ich erfuhr, dass er gerade das Rauchen aufgab. Er wandte die Methode der systematischen Verringerung der Zahl der Zigaretten an und war auf der Etappe des Rauchens von neun Stück im Laufe des Tages. Ich beobachtete, dass er beunruhigende Beschwerden mit dem Atmen hatte. Ich wollte glauben, sie seien nur vorübergehend. Bis dahin erweckte Kruk in meinen Augen den Anschein einer Person bei guter Gesundheit, gepaart mit einem starken Charakter.

Nach dem Treffen in Ogródken entschloss ich mich, mit Kruk über Nebenstraßen zu fahren, die Michał Kajka gegangen oder mit dem Pferdewagen oder dem Fahrrad bewältigt hatte. Wir kamen zum Dorf Rostken und fuhren weiter. Der Pfad verwandelte sich in unwegsames Gelände. Nirgends ein Wegweiser. Zum Glück tauchte an einem Scheideweg eine ältere Frau mit ihrem Hündchen auf. Sie informierte uns, dass wir uns Lyck näherten, was bedeutete, dass wir uns verirrt hatten. Sie erklärte uns, wie wir nach Arys fahren sollten, also in die richtige Richtung.

Meine zweite Absicht, dass Kruk meinen Spirdingsee und Seegutten sehen sollte, wo ich aufgewachsen war, gelang ohne Schwierigkeiten. Es kam mir nicht in den Sinn, Erwin Kruk danach zu fragen, ob er jemals früher am Masurischen Meer gewesen war, wie die preußischen Masuren den Spirdingsee nannten. Wir spazierten am Ufer entlang. Die Sonne durchleuchtete die Wellen des Sees. Irgendwo etwas weiter weg erfreuten sich Urlauber am Sommer. Erwin Kruk trug einen hellen Anzug. Das erweckte meine Aufmerksamkeit erst in der Ferienlandschaft meiner Kindheit. In einem gewissen Moment stemmte er die Arme in die Hüften und blickte für einen längeren Moment auf das andere Ufer des Spirdingsees.

Als ich ein Kind war, sah ich es tagtäglich als „Streifen voller Mutmaßungen und Hoffnungen“. Ich stand neben Erwin Kruk, und unsere Schatten verbanden sich auf dem Rasen, wo ich einige Jahrzehnte früher mit meinen Freunden Fußball gespielt hatte.

Zum Kaffe machten wir uns zu der Stelle auf, wo sich der Hof der Seeguttener Masuren, des Ehepaars Brandt, befand. Ich er-

innere mich, wie sie am Zaun ihres Hauses standen und mich freundlich ansahen, wenn ich als Junge daran vorbeiging. Vor ihrem Hof öffnete sich die weite Oberfläche des Sees, und über ihr der Himmel, an dem ich ein „Dreieck aus Licht“ erblickte. Was Erwin Kruk an jenem Tag gesehen hat, weiß ich nicht.

Zbigniew Chojnowski „Północne miniatury krytyczne.
Koloryty ziem pruskich i varia” Pamięci Erwina Kruka,
Olsztyn 2018
(dt. Kritische Miniaturen aus dem Norden. Kolorite Preußens
und Verschiedenes“ Erinnerungen an Erwin Kruk)

Wer ist einsam

Wer ist einsam
Ist nicht unterhaltsam
Wer ist daran krank
Erzählt keinen Schwank
Er hat keine Zuhörer
Er gilt für sie als Launestörer
Worüber sollte man mit ihm sprechen
Der Kontakt mit ihm könnte sich rächen

Eine Weile verderben
Sie liege in Scherben
Es wäre schade um sie
Keine positive Energie

Die Luft wird dünn

Die Luft wird dünn
In der Atemnot ich bin
Atmen kann ich noch kaum
Ausgeträumt wird der Traum

Den ich hatte
Den ich verrate
Den ich aufgebe
Den ich nicht erlebe

Wovon
Weiß nicht schon
Was die Bilder darstellten
Ich träumte ihn leider zu selten

Stefan Pioskowik, März 2022

SZAREK: „RÓŻEWICZ KANN WIE EINE KATHARSIS WIRKEN“

Zum Unesco World Poetry Day ruft der polnische Dichter nach Wiederentdeckung

Von Arkadiusz Łuba

„Der Wert eines Gedichts steigt im Winter / Vor allem in einem harten Winter. / Vor allem in einer leisen Sprache. / Vor allem in unberechenbaren / Zeiten“, schrieb der ukrainische Dichter Serhij Zhadan.

Ich schreibe diese Worte am Unesco World Poetry Day.

Den Namen des polnischen Dichters und Schriftstellers Tadeusz Różewicz trägt das Teatr Studio am Salzufer. Diese Deutsch-Polnische Bühne in Berlin wurde vor achtzehn Jahren gegründet. Nun möchte ich ihren Namengeber unter die Lupe nehmen.

Die Tadeusz Różewicz Bühne in Berlin ist vor kurzem volljährig geworden. Sie wurde am 28. Februar unter der Schirmherrschaft des damaligen Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Klaus Wowereit, im Jahr 2004 – also im Jahr des Beitritts vieler osteuropäischer Länder u.a. Polens in die EU – gegründet. Die Gründung markierte die Premiere des Stückes Die weiße Ehe von Tadeusz Różewicz. Die Regie führte damals Janina Szarek, seitdem auch die künstlerische Leitung der Berliner Różewicz Bühne: „Ich gehöre zu der Generation '68; zu der Generation, die ausbrechen wollte aus dem Kommunismus; März '68“, sagte die sie 1981

in Berlin lebende Regisseurin in einer Diskussion des Deutschen Polen-Instituts zum 100. Geburtstags Różewicz im vergangenen Oktober: „Überall hat mich Różewicz begleitet. Also für meine Generation war Różewicz der wichtigste Mensch in Literatur und Theater. Wir haben alle von dem Westen geträumt; wir haben alle Gombrowicz und Miłosz gelesen. Aber mit Różewicz‘ Literatur und Theater haben wir uns identifiziert. Er war uns hautnah. Er schrieb über die Welt, in der wir lebten, über den kommunistischen Realismus wie kein anderer. Wir haben auch Różewicz‘ Stücke an der Theaterhochschule in Krakau als dramaturgischen Stoff gehabt. Er war für uns ein Gott“.

Für Szarek habe Różewicz eine „wahnsinnige Position“ gehabt. Er habe die Theaterszene in Polen schon früher revolutioniert. Er war an der Spitze der polnischen Avantgarde. Und wie kaum ein anderer polnischer Schriftsteller im 20. Jahrhundert ist Różewicz ein besonderer Brückenbauer und Wanderer zwischen der deutsch- und der polnischsprachigen Welt gewesen.

In Berlin wurde Różewicz bei seinem ersten Besuch 1956 als Lyriker entdeckt. In den 60er Jahren spielte das Schiller Theater dann seine Stücke *Kartothek*, *Laokoons Gruppe* und *Die kleine Stabilisation*. Janina Szarek zufolge sei es „damals mit keinem anderen Autor europäischer Avantgarde so gut und so intensiv“ gelaufen: „Man stellte ihn damals neben Ionesco und Beckett. Aber er ist plötzlich in West-Berlin populärer geworden als die beiden. Das war 1960 oder 1962, ich weiß jetzt nicht genau. Man vergleicht ihn hauptsächlich mit Beckett, man wirft ihm manchmal sogar Plagiat von Beckett vor. Viele Kritiker sehen weder die slawische Vitalität Różewicz‘ noch den Humor. Beckett ist dunkler. Różewicz ist eine Art der Katharsis für uns und für die Deutschen geworden; sogar

eine Art Therapie nach dem zweiten Weltkrieg und dann in dem kommunistischen Gefängnis“.

Różewicz' Gedichte seien für die Deutsche „einer der ersten Annäherungsversuche an den Osten Mitteleuropas“ gewesen, schrieb sein langjähriger Übersetzer Karl Dedecius. Man habe versucht, „die Verständnislosigkeit, die Feindseligkeit“ aufzuheben und „eine gemeinsame Plattform und eine gemeinsame Sprache“ wieder zu gewinnen. „Ja!“, sagt Szarek: „Różewicz ist ein Autor, der die beiden Nationen, die Deutsche und die Polen, nach dem zweiten Weltkrieg, nach so viel Schmerz und Wunden, verbunden hat. Das Universelle und Menschliche hat mit keinem anderen Autor die Opfer und die Henker verbunden, ohne auf sie mit dem Zeigefinger zu zeigen. Das universelle Menschliche hat gesiegt. Und das ist unglaublich. Die Vision des menschlichen Schicksals und die Realität in der wir leben, die Vision des menschlichen Lebens, war genauso gut aktuell da drüben in Polen wie auch hier in Deutschland“.

Das Werk von Tadeusz Różewicz hat dem Literaturwissenschaftler Jan Błoński zufolge nämlich seinen Ursprung in der Kriegserfahrung, die er „als kulturelle Katastrophe und als physiologischen Albtraum verstand“; es kommt von einer unverheilten symbolischen Wunde, von einem Trauma, von einer Grenzerfahrung. Dies bildet die Grundlage seiner kreativen Haltung. Und dies übersetzt sich auch in das Schreiben, und in die Struktur von Texten; in seine ursprüngliche Strategie und in die Wahrnehmung von Formen im Zustand der Auflösung.

„Man muss wissen, dass er die neue Form, komplett avantgardistische Form im 20. Jahrhundert gefunden hat. Es war absolut etwas Neues für uns alle in Europa und in der ganzen Welt, nicht nur in

Polen. Und dann seine Lyrik. Er ästhetisierte nicht, er suchte nach der tiefsten Wahrheit“, unterstreicht die Regisseurin: „Und ich denke, es gibt keinen anderen Schriftsteller im 20. Jahrhundert, der die Landschaft seines Jahrhunderts so tief durchschaute und so ein tiefgehendes, wahrhaftiges Bild gegeben hat. Różewicz ist immer noch sehr aktuell, unabhängig von dem Thema Krieg, Nachkriegszeiten. Besonders das zweite Stück von ihm, das ich inszeniert habe *Eine alte Frau brütet*, es ist so universell wie Shakespeare. Zuerst haben wir hier also das Bild des menschlichen Spirits, das in die Materie verseuchte oder in triviale Materie gefangen ist. Das ist ein shakespeareianisches Motiv, hat biblische Tragik in sich, zeigt uns die Sackgasse, in die wir durch Konsum, dadurch, was jetzt passiert, durch Politik, gelangen sind 1‘00’59 der Mensch der zerrissen ist zwischen dem Animalischen und Geistlichen... das ist eine Sache, die absolut universell ist; mit vielen slawischen Komponenten („Alte Frau“). ...durch Politik gelandet sind“.

Szarek sehe „absolut deutlich“, dass die Kriegsgeschichte und die Nachkriegszeiten für Deutschland passé seien. Die deutsche Gesellschaft sei eine ganz andere als die polnische; sie habe sich unter anderem durch die Wirtschaftswunder und die Technisierung ganz anders entwickelt: „Für Polen ist der Krieg immer noch da... ist immer noch da... Polen steht erst langsam nach dem zweiten Weltkrieg auf. Wir sind direkt nach dem Krieg in die ‚Umarmungen‘ von Stalin reingerutscht, das muss man auch erwähnen; das ist das nächste Trauma. Vernichtungen, Tod, ein großer Friedhof – man nennt Różewicz auch ein Friedhofsdichter. Das Kriegsecho ist noch stark in Polen. Ich glaube, das Thema ist noch nicht ausgeschöpft, auch in Deutschland nicht. Aber hier vermeidet man immer noch das Thema“, so sei ihr Eindruck als Polin.

Eine aktuelle Bedeutung gewinnen diese ein halbes Jahr alten Worte im Kontext der Putinschen Aggression gegen die Ukraine. Der Konsum vom russischen Gas beispielsweise finanziert den Krieg. Und das besagte „Vermeiden des Themas »Krieg«“ durch Deutsche drückte der ukrainische Staatspräsident Wolodymyr Selenskyj in seiner Rede im Deutschen Bundestag am 17. März als „eine neue Mauer in Europa“. Bekanntlich dient eine Mauer der Abgrenzung; man kann auch hinter die Mauer nicht schauen. Der Bundeskanzler Olaf Scholz hatte zuvor eine „Zeitenwende“ ausgerufen. Und nun steht nicht nur sein Land vor der Bewährungsprobe. Es wird sich zeigen, ob wir alle diese bestehen werden. Besonders in solchen Zeiten ruft der polnische Dichter nach Wiederentdeckung: „Mag sein, dass Różewicz mit seiner großen emotionellen Ladung und mit seinem großen emotionellen Reichtum hier als eine Ausgrabung wirken kann. Ich sage es jetzt als Theatermensch: Seit der Antike ist das Menschliche im Theater das wichtigste. Wenn das verloren geht, dann ist die Zivilisation verloren, ist das Menschliche im Theater verloren. Vielleicht ist es für eine gewisse Zeit so gewesen, dass Różewicz out war, unverstanden. Aber ich glaube, dass auch so eine Zeit kommen kann, in der er wie eine Katharsis wirken kann, wie eine Entdeckung. Es geht um das Menschliche, um das Universelle im Menschen“. Und das definitiv nicht nur im Theater, sondern in unserem allen Alltag. Vor allem in unberechenbaren Zeiten wie heute, um es mit Serhij Zhadan zu beenden...

Jenseits von Zeit und Raum

Jenseits von Zeit und Raum
Träume ich den schönsten Traum
Den ich mir im Leben nur vorstellen kann
Er passiert hier und jetzt nicht irgendwo irgendwann

Die Gedanken schweben
Sich von dem Alltag abheben
Sie fliegen frei nah oder weit hin
Glücklich ich in diesen Momenten bin

Auch wenn nur sekundenlang
Empfinde ich in mir diesen Drang
Habe ich noch Chance auf einen Anfang
Obwohl ich schon bereit bin für meinen Abgang

Wer lädt mich ein

Wer lädt mich ein
Wer lässt mich rein
Wer hilft mir in der Not
Wer teilt mit mir das Brot

Wer verleugnet mich
Wer lässt mich im Stich
Wer sagt zu mir kein Wort
Wer fordert mich auf geh fort

Du und Sie
Was für Ironie
Für euch diese Strophen
Welche ihr wählt steht offen

Stefan Pioskowitz, März 2022

Über Johannes Bobrowskis Kriegsodyssee

Von Grzegorz Supady

Der am 9. April 1917, also genau vor 105 Jahren, geborene Johannes Bobrowski ist kein in Polen unbekannter Schriftsteller. Auch in Ermland und Masuren ist man gut über seine ostpreußischen und litauischen Wurzeln informiert. Bobrowski wurde nämlich in Tilsit (heute Sowjetsk im Kaliningrader Gebiet) geboren.

Zuerst zog seine Familie für ein paar Jahre nach Rastenburg, dann siedelte sie nach Königsberg um. In seiner Kindheit besuchte Johannes oft das Memelland, wo seine Vorfahren herstammten. In diesem Landstrich, der jetzt auf dem Gebiet Litauens liegt, wurde vor einigen Jahren eine Gedenkstätte eingerichtet, in der verschiedene Artefakte, die zu seinem Eigentum in seiner Wohnung im Berliner Stadtteil Friedrichshagen gehörten, untergebracht sind. Als Zwanzigjähriger musste Bobrowski seinen Militärdienst antreten, 1939 als Gefreiter am Polen-Feldzug teilnehmen, was in seiner Erzählung „Der Tänzer Malige“ festgehalten wurde. Der junge Wehrmachtssoldat verbrachte dann mehrere Jahre auf dem Gebiet der Sowjetunion, wo er lange Zeit in der Umgebung rund um Leningrad stationiert war. Erst in den 1950er und 1960er Jahren entstanden aber Zeilen, die diese turbulente, häufig tragische Zeitspanne in seiner Biografie literarisch verarbeiteten (u.a. „Kloster Nowgorod“, „Kaunas 1941“, „Die Düna“, „Der Ilmensee“, „Dorfkirche 1942“).

Von 1945 bis 1949 wurde Bobrowski samt anderen deutschen Kriegsgefangenen ins Donezbecken deportiert. Er wurde ach

Nowoschachtinsk, einem am Dongelegenen Industriestandort verschlagen, wo er als Kohlehauer und Häuerbrigadier unter Tage arbeiten musste. Auch diese Zeit hinterließ Spuren in seinem Schaffen. Am 20. Oktober 1959 verfasste der Dichter etwa das längere Gedicht „Die Taufe des Perun. Kiew 988“, in dem an die Christianisierung der örtlichen Bevölkerung durch Wladimir den Großen angeknüpft wurde. Für den 3. August 1960 ist hingegen sein Gedicht „Der Don“ datiert, dessen erste Strophe lautet (nach: J. Bobrowski, „Gedichte“, Leipzig 1990, S. 71):

Hoch, aus Feuern
die Dörfer. Über den Fels
fallen die Ufer. Aber
der Strom gefangen, Eishauch
wehte er, Stille finster
folgte ihm nach.

In der dritten Strophe erwähnte Bobrowski die Figur namens Diw, einen mythologischen Unglücksboten aus dem mittelalterlichen „Lied von der Heerfahrt Igors“. Schon dies kann davon zeugen, wie sehr der Schriftsteller mit der Kultur des Ostens vertraut war. In seiner reifen Schaffensphase verfasste er eine Erzählung, in der die Gegend der heutigen Ukraine zum Vorschein kommt, und zwar „Ich will fortgehn“ (1962/63). Der Schauplatz dieses Prosastücks ist die am Schwarzen Meer gelegene Hafenstadt Odessa, mit der der Schriftsteller Isaak Babel (1894-1940) verbunden war. So wurde vom Autor Odessas Eigenart gezeichnet: „In der Stadt wird es auch nachts nicht dunkel. Obwohl die Stadt alt ist und ein bisschen finster, aber nach dem Rand zu, der Meereseite, tut sie sich auf, einige Straßen verbreitern sich, andere fächern sich auf in ein paar Sandwege, einige enden in einer kleinen Wiese“ (nach: J. Bobrow-

ski, „Erzählungen“, Leipzig 1986, S. 100). In dieser Geschichte kommt außerdem der Name des berühmt-berüchtigten Stadtteils Moldowanka vor, wo die Handlung vieler Erzählungen Babels angesiedelt worden ist.

Sechs Jahre nach Bobrowskis Tod (1965) gab der DDR-Schriftsteller Gerhard Wolf das Buch „Beschreibung eines Zimmers. 15 Kapitel über Johannes Bobrowski“ (Berlin 1971) heraus. Anhand einer akribischen Darstellung des von Bobrowski in seinem Berliner Domizil hinterlassenen Mobiliars reflektierte Wolf dessen Leben und Schaffen. Wolf stützte sich unter anderem auf Bobrowskis autobiografische Skizze „Im Gefangenenlager“, damit die Leserinnen und Leser zumindest eine vage Vorstellung von jener im Donbas zugebrachten Zeit des Dichters gewinnen können:

„Die hier und da mäßig aufgewellte Ebene wirkt, je öfter man, gegen Abend besonders, über sie hinblickt, wie aufgeschüttet. Doch immer so, als wäre die Schüttung – eine gewaltige Arbeit, die zu beginnen allein schon unbekümmerte, nie berechenbare Kraft nötig gewesen sein müsste – nach anfänglich gutem Fortgang im Stich gelassen worden. Und man ist gewiss, dass diese rohe, kaum vom Steppengras gebändigte Anlage irgendwo, gar nicht weit, vielleicht nach Osten zu, aufhört, in einem jähen Absturz endigt, abfällt in das grabenähnliche Bett eines Flusses, der, einst mächtig, nun als ein klägliches Rinnsal, von Fröschen bewohnt, dahin sickert. An das andere Ufer denkt man nicht. Bäume sind nirgends zu entdecken, auch Strauchwerk nicht. Sonnenblumen und Mais, die gewaltig und mild in einem aufschließen, ziehen sich durch einander gemischt in regellosen Streifen nach Westen zu, manchmal von einem Hirsefeld begleitet...“ (ebenda, S. 65).

Anschließend fährt man aus dem Buch von Wolf, dass sich Bobrowski mit einem Entwurf getragen habe, eine Geschichte über einen namentlich nicht genannten Russen zu schreiben, der einem gefangenen Deutschen Leben in der Kohlengrube gerettet haben soll. In Berlin wird sich der Spätheimkehrer eher ungern an seine in der Sowjetunion verbrachten Jahre erinnern haben. In seinem Lebenslauf berücksichtigte er jedenfalls noch stichpunktartig folgende Tatsachen: „[...] 1947 zu einem Vierteljahrskursus an die Antifa-Schule Rostow. Danach auch Zirkelleiter im Lager. 1949 im Frühjahr für ein Dreivierteljahr zur Zentralschule Taliza, Spezialobjekt 2047. Dort Theaterarbeit in größerem Maßstab. Mitglied des Lagerkomitees und des Gruppenaktivs“ (S. 66). Unter dem Begriff „Zentralschule Taliza“ war eine im Zweiten Weltkrieg ins Leben gerufene Schuleinrichtung zur aufgezwungenen Herausbildung einer antifaschistischen Weltanschauung bei deutschen Kriegsgefangenen gemeint.

Bobrowski verstarb im 48. Lebensjahr. Sein langer Verbleib beim Militär bzw. in der Kriegsgefangenschaft umfasste insgesamt ganze zwölf Jahre (1937-1949). Er dauerte also nur acht Jahre kürzer als die Irrfahrten des Odysseus. Ergänzend soll noch gesagt werden, dass für diese Zeitspanne eine kurze Pause entfiel, in der er sogar ein Kunststudium in Berlin aufnehmen konnte. Das brach Bobrowski aber wiederum ab, weil er eine ihm angebotene Mitgliedschaft bei der NSDAP verweigerte. Im Großen und Ganzen muss es eine genug lange Schreckenszeit gewesen sein, ohne die seine eigene Jugend sowie die seiner Altersgenossen völlig anders ausgesehen hätte. Er gehörte aber einem Jahrgang an, dem die „Gnade der späten Geburt“ nicht gegönnt war und den man aus der

polnischen Perspektive als „Kolumbus-Generation“ zu bezeichnen pflegt. Und diese musste sich schon ganz anderen, meist ernsten und tragischen Herausforderungen stellen.

Johannes – Bobrowski – Gesellschaft e.V.

Die Johannes-Bobrowski-Gesellschaft ist eine internationale literarische Gesellschaft und in Deutschland als gemeinnütziger Verein anerkannt. Sie wurde am 9. Dezember 2000 in Berlin gegründet. Dem Gründungsvorstand gehörten der Verleger Klaus Wagenbach, der Schriftsteller Ingo Schulze, der Leiter der Academia Baltica Dietmar Albrecht sowie Peter Röske und Monika Radloff von der Galerie der Berliner Graphikpresse an.

Die Gesellschaft will die Erinnerung an den deutschen Lyriker und Erzähler Johannes Bobrowski (Tilsit 1917 – Berlin 1965) bewahren und dazu beitragen, sein Werk zu verbreiten und dessen Verständnis zu vertiefen. Sie ist der völkerverbindenden Intention seines Schreibens und der Förderung der deutschen Literatur der fünfziger und sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts verpflichtet.

Die Johannes-Bobrowski-Gesellschaft ist Mitglied in der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten (ALG). Sie lädt alle, die das Werk Johannes Bobrowskis schätzen und lieben, zur Mitarbeit in der Gesellschaft ein.

SPRACHEN-LERNEN – MIT COMICS!

Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit aus Gleiwitz setzt auf moderne Mittel bei der Bildung

Die Pflege der deutschen Sprache ist unerlässlich, um das Wissen über die Region und ihr kulturelles Erbe zu stärken. Zweisprachigkeit kann sich positiv auf die Beziehungsgestaltung zwischen der deutschen Minderheit und der polnischen Mehrheit auswirken. Die deutsche Sprache ist auch ein identitätsstiftendes Element der deutschen Minderheit. Dabei hilft das Programm *Bilingua – einfach mit Deutsch*. So setzt das Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit (DWPN) im schlesischen Gliwice/Gleiwitz auf moderne, populäre Mitteln bei Erlernen von Deutsch, darunter auch auf Comics.

Arkadiusz Łuba sprach mit Irena Machura, der stellvertretenden Direktorin des Hauses und bis vor kurzem der Koordinatorin des *Bilingua*-Projekts.

Arkadiusz Łuba: Bis dato sind zwei Postkarten-Serien von „Achim und sein Brunnen (mit deutschem Echo)“ erschienen. In drei bis fünf Comic-Panels zeigen sie Abenteuer eines gewissen Achim und dabei die Geschichte, die Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten von Schlesien bekannt machen. So erfahren wir beispielsweise über den in Oppeln geborenen Afrikaforscher Emin Pascha oder die Astronomin Maria Cunitz aus Pitschen, über die Pückler-Eiche oder die Porzellan-Manufaktur aus Tillowitz. Das deutsche Echo kommt dabei aus Achims Brunnen und ist einfach die deutsche Übersetzung.

Frau Machura, bis zum Februar vergangenen Jahres, als Sie Ihren jetzigen Posten übernommen haben, koordinierten Sie drei Jahre lang das Programm *Bilingua – einfach mit Deutsch*. Moderne Mittel wie Comics brauchen vor allem gute künstlerische Kenntnisse und sind aufwändig ergo können auch viel kosten. Wie kam das Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit auf die Idee, Comics in seiner Bildungs-Arbeit einzusetzen?

Irena Machura: Ja, man müsste eigentlich damit anfangen, dass Comics eine attraktive Form sind, bestimmte Inhalte dazustellen. Sie gelangen an spezifische Empfänger oder Leser. Und im Haus (DWPN) versuchen wir schon seit einigen Jahren auf diese Weise, an verschiedene Gruppe zu gelangen. Seit ein paar Jahren machen wir Comicgeschichten für Kinder und Jugendliche. Es ist eine Reihe über schlesische Persönlichkeiten und Ereignisse. Und so versuchen wir bestimmte historische und kulturelle Aspekte weiter zu geben. Wenn man dabei noch eine Sprache lernt, ist es umso besser. Wir sind also nicht die ersten, die auf die Idee gekommen sind, Comics als Material zur Verbesserung der Sprachkenntnisse zu benutzen. Es ist auch für Lernanfänger ideales Material, denn aufgrund der Bilder können sie der Geschichte folgen. Wenn man auch auf ein unbekanntes Wort trifft, gibt es die Bilder, die genügend Kontext haben, um die Geschichte verständlich zu machen. Und ein weiterer Vorteil, den wir sehen: Comics zu lesen, macht Spaß. Also wir verbinden dabei das Vergnügen mit Nützlichem. Es ist also kein mühsames Pauken, wenn Sie verstehen, was ich meine. Man langweilt sich nicht dabei. Und noch ein weiterer Vorteil ist die Routine, die beim Lernen natürlich eine große Rolle spielt. Wir gehen davon aus, dass wenn man eine Comicserie angefangen hat, passiert es oft, dass man auch weitere Folgen der Serie natür-

lich lesen möchte.

A. Ł.: Der Comic-Künstler Bartosz Minkiewicz, der Achims Abenteuer zeichnet, ist vor allem durch seine politischen Karikaturen in „Tygodnik Powszechny“, der „Allgemeinen Wochenzeitung“ aus Krakau und durch seinen Superhelden *Wilqu* bekannt. Seine Bilder zeichnet Minkiewicz mit leicht krakeliger Linie und reduziert sie auf ein grau-weißes Farbspektrum. Die Geschichten von Achim sind aber angenehm pastell-bunt. Wie haben Sie den Comic-Künstler gewonnen und ihn für die breite Farbpalette überzeugt?

I. M.: Wir haben im Haus natürlich große Comicfans, die auf die Brüder Minkiewicz und auf ihre Kultfigur *Wilq* stehen. Wir kamen einfach an einem Tag auf die Idee, Bartosz Minkiewicz zu fragen, ob er für uns zeichnen würde. Zu unserer Freude hat er zugesagt. Dann haben wir überlegt, welche Form unser Comic haben sollte und welche Hauptfigur wir auswählen. Wir wussten, es muss ein Comicstrip sei; es muss zweisprachig sein und natürlich auch weiterbildend. Und so entstand eigentlich *Achim und sein Brunnen (mit deutschen Echo)*. Er ist selbstverständlich nicht so bekannt, wie andere Comicfiguren, ist aber immer mehr erkennbar.

A. Ł.: Comics beeindrucken vor allem mit ihren Plots und Bilder. Aufgrund der Platzbegrenzung in Sprechblasen wird der Text eher sparsamer verwendet. Bei den Postkarten mit Achim braucht man aber doppelt so viel Platz dafür, da wir das polnische Original und die deutsche Übersetzung haben. Inwieweit hat es die Bildsprache beeinträchtigt?

I. M.: Ich finde, die Bilder sind schön! (lacht) Also es gab eigent-

lich genug Platz, um auch das Bild zu zeichnen; um das zu zeigen, was wir zeigen wollten. Also, ich denke, es gibt kaum eine Beeinträchtigung.

A. Ł.: Sie haben Germanistik studiert. Und Sie sind die Übersetzerin der ersten Postkarten-Serie mit Achim. Wie schwer ist Ihnen die Übersetzung gefallen, wo es doch nur – wie gesagt – begrenzte Platzkapazitäten für den Text im Comic bleiben und man sich nicht ausbreiten kann, wozu deutsche Übersetzungen doch meistens neigen?

I. M.: Den ersten Teil habe ich wirklich mit Freude übersetzt. Es ist natürlich nicht leicht, die Alltagssprache zu übersetzen. Wir haben einfach darauf Wert gelegt, dass der Text auch in der übersetzten Version den gleichen Ausklang und Kraft hat. Wir haben den Text an die Sprache, die Epoche, die Region und die Subkultur angepasst. Manchmal lohnte es sich einfach, den Originaltext ein bisschen zu ändern, um den an die Realien und Denkweise der Leser anzupassen.

A. Ł.: Minkiewicz' Zeitung-Cartoons sind bei ihrer Reduziertheit intellektuell eher anspruchsvoll. Das mit Achim vermittelnde Wissen ist eher leicht verständlich, ohne hohe intellektuellen Ansprüche. Das ist aber kein Vorwurf! Welche Ziele verfolgen Sie dabei?

I. M.: Vor allem die deutsche Sprache, die wir weiter vermitteln wollen und verschiedene Aspekte der Kultur und Geschichte der Region, die wir einfach weitergeben möchten. Es soll Spaß machen und man soll es mit Vergnügen lesen.

A. Ł.: Nun hat der polnische Bildungsminister Przemysław Czarnek Anfang Februar eine für die deutsche Minderheit in Polen

benachteiligende Regelung unterzeichnet. Diese sieht vor, dass in sämtlichen öffentlichen Schulen „die Sprache einer nationalen Minderheit, einer ethnischen Minderheit oder die Regionalsprache“ zusätzlich jeweils mit drei Wochenstunden unterrichtet wird, wie bisher. „Bei Schülern, die der deutschen Minderheit angehören“, so jetzt das Novum, „im Umfang von einer Stunde die Woche“. Bereits im Dezember hatte der Sejm einen Haushaltsentwurf für 2022 gebilligt, der eine Kürzung der Mittel für den Unterricht von Deutsch als Minderheitensprache vorsieht. Infolge dessen kochten die Gemüter vor allem der Angehörigen der deutschen Minderheit in Polen. Ihr auch?

I. M.: Ja, natürlich! Wir sehen Lex Czarnek als eine große Bedrohung, nicht nur für deutschlernende Schulen, aber auch für unsere Organisation. Denn wir versuchen mit vielen Projekten, in die Schulen zu gehen. Vor allem ist es im Bereich der Regionalgeschichte. Da sehen wir eine Lücke im Bildungsprogramm und auch ein großes Bedürfnis, um etwas dort zu machen. Das hören wir auch von Lehrern, die uns gerne zum Unterricht einladen. Zum Beispiel zu den Projekten, die wir in Schulen machen, gehören Treffen mit Zeitzeugen. Wir machen auch didaktisches Material zur Geschichte der Region; wir machen Workshops. Ja, wir sehen es halt als eine Bedrohung für unser Dasein.

A. L.: Das Projekt des Hauses der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit *Bilingua – einfach mit Deutsch* ist breit aufgestellt. Die Kürzung der Mittel – inwieweit kann das dieses Projekt beeinflussen?

I. M.: Es kann sehr das Projekt beeinflussen. Wir haben im Rahmen der *Bilingua*-Kampagne einen Beratungspunkt für Zweisprachig-

keit. Und da arbeiten Berater*innen der Woiwodschaft Oppeln, Schlesien und auch in Pommern. Sie machen halt Workshops in Schulen, treffen sich mit Schülern, mit Eltern, mit Lehrkräften, mit Schulleitern. Und die Änderungen machen uns das schwer. Also wir müssten uns etwas Anderes ausdenken, wo wir halt zu unseren Empfängern gelangen. Wenn nicht in Schulen, dann ist es für uns problematisch.

A. Ł.: Und was Anderes dann? Wie kann nun das Problem gelöst werden, wenn die Regelung ab September in Kraft tritt?

I. M.: Wir hoffen natürlich nicht! Wir wissen schon, dass der Minister einen neuen Vorschlag gemacht hat. Wir hoffen jedoch, dass die Tätigkeit der Nichtregierungsorganisationen in Schulen nicht eingeschränkt werden. Wenn es passiert, ja, dann müssten wir halt unseren Besuch in Schulen schon viel, viel früher einplanen, also auch eine spezielle Genehmigung bekommen, damit wir in die Schule eigentlich gehen können.

A. Ł.: Es ist also eine komplizierte Situation, sagt Irena Machura, stellvertretende Direktorin des Hauses der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit. Vielen Dank für das Gespräch!

I. M.: Danke schön.

Inhalt

- 3 Und dann kam Ostern**
Von Gunter Schiwy
- 10 5. Todestag von Erwin Kruk**
Erinnerungen von Zbigniew Chojnowski
- 23 Wer ist einsam**
Die Luft wird dünn
Von Stefan Pioskowik
- 24 SZAREK: „RÓŻEWICZ KANN**
WIE EINE KATHARSIS WIRKEN“
Von Arkadiusz Łuba
- 29 Jenseits von Zeit und Raum**
Wer lädt mich ein
Von Stefan Pioskowik
- 30 Über Johannes Bobrowskis Kriegsodyssee**
Von Grzegorz Supady
- 35 SPRACHEN-LERNEN – MIT COMICS!**
Von Arkadiusz Łuba

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden.

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Ewa Dulna, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

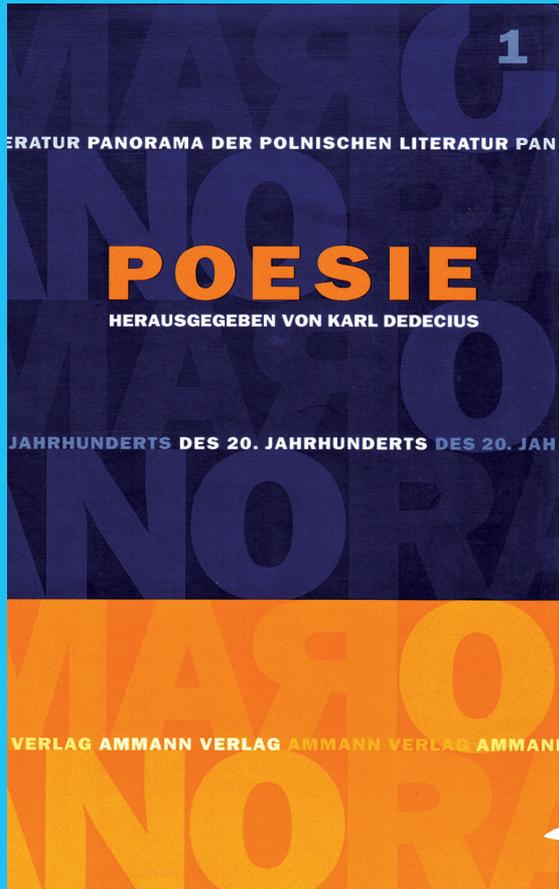
Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



WIE GUT

Wie gut Ich kann beeren
sammeln im wald
ich dachte
es gibt keinen wald keine beeren.

Wie gut Ich kann liegen
im schatten des baums
ich dachte die bäume
geben keinen schatten mehr.

Wie gut Ich bin bei dir
mein herz schlägt so stark
ich dachte der mensch
hätte kein herz.

1948

MAUER

Diese mauer
die wir gemeinsam bauten
tag für tag
wort für wort
bis zum schweigen
diese mauer
schlagen wir nicht ein
eingemauert
mit eigenen händen
verdürsten wir
wir hören wie nebenan
das andere sich bewegt
hören seufzer
rufen um hilfe
sogar unsre tränen
fliehen nach innen

August 1933 – März 1936 1936

Różewicz in der Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts,
Collage © Arkadiusz Łuba S.24

ACHIM i jego studnia
(Z NIEMIECKIM ECHEM)
ACHIM und sein Brunnen
(MIT DEUTSCHEM ECHO)

NYBITNA ASTRONOMKA MARIA CUNITZ MIESZKAŁA W BYCZYNIĘ.
DIE HERVORRAGENDE ASTRONOMIN MARIA CUNITZ WOHNTE IN PITSCHEN.

LUBIĘ SOBIE WYOBRAZIĆ, JAK SIEDZI NA ZADĘCZCE I OBSERWUJE JOWISZA.
ICH MAG ES MIR VORSTELLEN WIE SIE AUF EINER BANK SITZT UND JUPITER BEOBACHTET.



ALE JESZCZE CHĘTNIEJ WYOBRAZAM SOBIE...
ABER NOCH LIEBER MAG ICH...

... KOSMITĘ NA JOWISZU, KTÓRY OBSERWUJE BYCZYNIĘ.
MIR EINEN AUßERWELTISCHEN AUF JUPITER VORSTELLEN DER PITSCHEN BEOBACHTET.

ACHIM i jego studnia
(Z NIEMIECKIM ECHEM)
ACHIM und sein Brunnen
(MIT DEUTSCHEM ECHO)

DZISIAJ JESTEM W TULOWICACH, GDZIE PRZEZ PRAWIE 200 LAT ISTNIAŁA SŁYNNA FABRYKA PORCELANY.
HEUTE BIN ICH IN TILLOWITZ, WO ES FAST 200 JAHRE LANG EINE BERÜHMTE PORZELLANMANUFAKTUR GAB.

ZAPOMNIAŁAM CIEKAWOŚĆ, JEST TO, ŻE...
EIN VERGESSENES KURIOSUM IST, DASS...

... DEWOLETNI M PRACOWNIKIEM, W JEJ MAGAZYNACH BYŁE SKOŃ.
... EIN ELEFANT LANGJÄHRIGER MITARBEITER IM LAGER DES UNTERNEHMENS WAR.

KTÓRY NIGDY NIE STEKŁE NAWET NAJMNIEJSZEGO FILIZANKI.
NIEMALS HATER AUCH NUR DIE KLEINSTE TASSE FALLENLASSEN.



UPS! BYŁO BŁYSKO.
HOPPLA! DAS WAR ABER KNAPP.